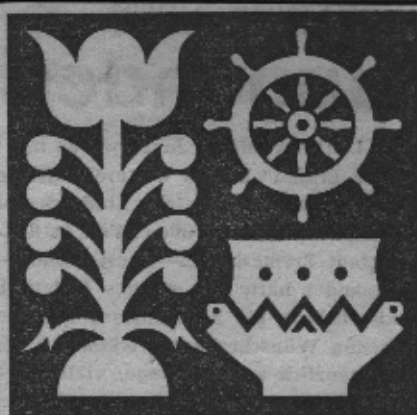


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Nr. 239
November 1969



Jagd auf Wölfe und Rotwild

Der große Krieg war 1648 nach jahrzehntelangem Schrecken endlich zu Ende gegangen. Aber immer noch lagen fremde Kriegsvölker im Land und immer wieder wütete die Pest. Noch 1712, als die Dänen Stade brannten und am 7. September einnahmen, raffte der schwarze Tod allein in der Stadt 1600 Menschen dahin.

In den kalten Winternächten heulten in den Wäldern und auf den Heiden die Wölfe. Zu allen Zeiten hatte man die Grauhunde bejagt, bekämpft und vertrieben, doch in den Wirren jener Jahrzehnte mögen sie noch einmal zur Landplage geworden sein. Durch großangelegte Jagden, an denen sich die männliche Bevölkerung eines oder gar mehrerer Ämter beteiligen mußte, suchte man ihrer Herr zu werden. Für das Land Hadeln wurde 1670 bei Wanna eine solche Wolfsjagd abgehalten.

Um der grauen Räuber um so sicherer habhaft zu werden, gebrauchte man vielfach starke Netze, in die man die Wölfe hineinzutreiben versuchte. Zum Herstellen dieses sogenannten „Wolfsgrabs“, das immer bei den Ämtern bereitliegen mußte — um jederzeit verfügbar zu sein — hatte jeder „Eingesessene“ ... „zwey Pfund Hanff“ ... herzugeben. Manchmal mußte allerdings, wie 1699 die Regierung in Stade auch ... „gantz mißfällig vernehmen, ... daß solcher Verordnung nicht der Gebühr nach gelebet worden, ... und daß ... bey einigen Ämtern gar keine Wolfsgräbe vorhanden, bey einigen zwar sich annoch welche befinden, die aber mehrentheils so verdorben und zerrissen, daß selbige fast nicht zu gebrauchen sind.“

Auch durch den Fang in Wolfsgruben suchte man die Zahl der Wölfe zu verringern. In „Des Vollkommenen Teutschen Jägers zweiter Teil“, gedruckt in Leipzig 1724, steht darüber zu lesen: Die Wolfsgrube wird ... in der Wildnuß, wo Wölfe zu vermuthen, oder gespühret werden ... angelegt, nemlich es wird daselbst eine Grube ungefähr 6. bis 7. Ellen ins geviert, und 9. ellen tief gegraben, und mit starken eichenen Pfosten eines Viertels dicke und mehr umher gespindet, daß sie (die Wölfe) nicht durchbeißen und müssen auch solche Pfosten inwendig glatt behohlet seyn, daß sie mit den Klauen nicht haften können; Nicht weniger muß auch der Boden feste gemacht, und verspinnet werden, damit sie nicht durchgraben, und herauskommen mögen. ... Das Wichtigste war dann ... „eine glatte gescheelte Stange“, die man mitten in die Grube setzte und auf die dann ... ein klein Schub-Karren-Rädlein ... gesteckt, darauf ein lebendiges Schaaf oder ein Lamm veste angebunden“ wurde. Das Ganze deckte man mit Reisern ab, und durch Aufstreuen von Laub und Erde wurde die Falle der Umgebung vollständig angepaßt. Nur das Locktier war dann noch zu sehen, konnte aber von einem Wolf, der durch das Tarndach in die Grube stürzen mußte, nicht gefährdet werden. Empfohlen wurde, während der Arbeit, damit Isegrimm später die Anwesenheit des Menschen nicht witterte, sich unter die Schuhe Pferdemit zu binden.

Aber trotz aller Mühen, den Bestand der Grauhunde zu verringern, hielten sich die Räuber noch eine ganze Weile. Erst 1759 wurde bei Stade Kehdingens letzter Wolf erlegt, und vier Jahre später sollen im Amte Rotenburg gar noch sechsundsechzig zur Strecke gekommen sein.

Auch Rotwild hat in vergangenen Jahrhunderten in mehr oder weniger großer Anzahl in den Wäldern zwischen Elbe und Weser seine Fährte gezogen. So datieren aus der Mitte des 18. Jahrhunderts Akten, in denen die Hohe Jagd — zu der das Weidwerk auf Rotwild seit alters her gehört — in der Behörde Lamstedt und im Amt Neuhaus — die Wingst mit ihrem heute noch größten geschlossenen Waldgebiet Hadelns gehörte dazu — erwähnt wird.

Im „Amts Bederkesa Forst-Register“ von 1738 bis 1739 hat der „Reitende“ Förster Frantz Christop

Apiarius unter „Einnahmen von der Jagd“ eingetragen: „1 Hirsch, den 4. Dec. bey Drangstedt geschossen, 1 Thier (d. i. weibliches Rotwild), den 25. Aug. bey Meckelstedt geschossen“. Insgesamt sind nach dieser Aufstellung in jenem Jahr der Hirsch, zwei Rottiere und zwei Wildkälber (erlegt bei Köhlen) zur Strecke gekommen. Schwarzwild steht in der Liste nicht verzeichnet, und nur ein Reh, das am 3. Dec. in der Börde von Debstedt geschossen ist, wird noch vermerkt.

Worauf mag diese zahlenmäßig geringe Strecke zurückzuführen sein? Nun, einmal dürfen aus jenen „Jagdeinnahmen“ nicht grundlegende Schlüsse auf die Wilddichte gezogen werden. Eine ganze Anzahl erlegten Wildes mag in den Küchen der jeweiligen Jagdberechtigten gelandet sein. Zu jener Zeit ... steht im ganzen Amte (Bederkesa), nebst der Herrschaft, denen drey Adelichen Häusern als zu Altfstedt, Ellmohe und Fickmühlen, so woll die Hohe- als Niedere Jagdt mit zu.“

Andererseits hatte genau wie der Wald auch das Wild schwer unter den obwaltenden Umständen zu leiden. In den Wirren der damaligen Kriegszeit dürfte dazu die Jagdmoral sehr wesentlich gesunken sein. Schon Anfang des 17. Jahrhunderts wird

beredete Klage geführt, daß „... durch unordentlich und unzeitlich Jagen und schießen das wildt und Weidewerk In S.F.G. (seiner fürstlichen Gnaden) Ertzstift Bremen merklich verwüstet, verdorben und vernichtet“ ... sei. Der Wildbestand nahm infolge dieser Zustände in erschreckender Weise ab. So stark, daß die Obrigkeit sich gezwungen sah, einzugreifen.

Die für Niedersachsen wohl mit Sicherheit älteste Bestimmung über das Einhalten von Schonzeiten ist uns in der „erzstiftlich bremischen“ Jagdordnung vom 29. April 1603 erhalten geblieben. Darin heißt es unter anderem, man solle ... von fastnachten An, biß das Korn Abgemeyhet und In Hocken stehet, sich Allerseits Alles Jagens, Hetzens, Schießens, Garnesetzens, Lappen und lauschens der Rehe (Anmerkung in Blei: Hirsche, Schweine) Hesen, Füchse, Berkhanen und Velthuner gantzlich und Allerdingz Eußern und Enthalten und da eines oder mehr Hierüber schreiten und Inwendich vorgesatzter Zeit mit Schießen, Jagen, Pflanne oder Garnesetzen, Lappen und Lauschen wie Vorstehet, diese wil Kuhr entweder für sich selber oder Andere dawieder Handeln laß würde derselbe in 10 Thaler Strafe Alßbaldt mit der That verfallen sein“ ...

„Jagen“ bedeutet hier das Treiben des Wildes durch Hunde in aufgespannte Netze (Garne). Das geräuschlose Anstellen der Jäger in deren Nähe war das „Lauschen“. Die „Lappen“ — an langer Leine in bestimmten Abständen angebrachte Tücher, die im Winde flatterten — verhinderten ein Ausbrechen des Wildes nach der Seite. Beim „Hetzen“ griffen schnelle Hunde das Wild. Geschossen wurde auf den Jagden damals noch vielfach mit der verlässlichen Armbrust und weniger mit Feuerwaffen, bei deren Gebrauch man nie so recht wußte, ob der Schuß zur rechten Zeit auch losging.

Fast ein Jahrhundert später, in der Holz- und Jagdordnung vom 20. Juli 1692, wurden erneut Schonzeiten festgesetzt. Diesmal für die Zeit vom 25. März bis zum 25. Juli bzw. 1. August. Auch die Strafen erhöhte man bedeutend. Auf der widerrechtlichen Erlegung von Rot- und Schwarzwild standen 50 und 20 Taler. Bei dem damaligen Geldwert eine nicht unempfindliche Strafe, die aber noch recht milde war im Vergleich zu späteren Zeiten, als man bedeutend schärfer gegen Wilddiebe vorging.

Gleichlaufend mit diesen Bemühungen, den Wildbestand durch Hegemaßnahmen wieder auf die Höhe zu bringen, mußten Handhaben gegen solche Leute geschaffen werden, die sich ungerechtfertigt an der Jagd beteiligten, d. h., denen kein Jagdrecht zustand und die die Wildbahnen leerschossen.

So klagte man zu Anfang des 18. Jahrhunderts, daß einige ... so mit der Jagt-Gerechtigkeit in hiesigen Hertzogthümern (Bremen und Verden) versehen sind / sich nicht entblößen / solche indistinkte durch allerhand Leute / es mögen selbige die Jagten verstehen oder nicht / exerciren / und das etwann benötigte Wildpret durch Ihre Meyer/ Bauern / auch wohl gar Küster und andere Leute ohne Unterschied schiessen lassen“. Daß von dergleichen Jägern keine große Waidgerechtigkeit zu erwarten war, liegt auf der Hand. Denn ... diese Arth zu jagen (muß) nothwendig ein haufen Excessus und Mißbräuchen mit sich führen / einfolglich mit der Zeit einen gantzlichen Ruin derer Jagten nach sich ziehen“. Deshalb, so heißt es in einem Schreiben von 1720, befehlen ... „Wir alles Ernstes hiemit / und wollen / daß kein Jagt-fähiger Guts-Herr / er seye / wer er wolle / hinfüro seine Meyer / Bauern / weniger Küster oder andere Leute / ohne Unterschied zum Jagen oder Schießen ausschicken / sondern einzig und allein durch seyne bestellte / und in seynem Brod und Lohn habende Schützen und Bediente jagen oder schießen zu lassen.“



Jagdgehänge mit Geräten für den Wolfsfang, Wanddekoration aus Sandstein, Jagdschloß Clemenswerth

W. Steinborn, Bad Meinberg

Jugenderinnerungen aus Bremerhaven

Im Lauf der letzten Jahre wurde mir von verschiedenen Seiten nahegelegt, über mein Buch „Am grauen Strand“ hinaus weitere Jugenderinnerungen zu Papier zu bringen. Erinnerungen, die einer jüngeren Generation einen Eindruck von den bedeutenden Umwälzungen geben, die sich seitdem ebenso wie in der großen Welt in der kleinen Welt einer Stadt wie Bremerhaven, der damaligen Dreistadt Bremerhaven—Geestmünde—Lehe, ereignet und ihr Bild von Grund auf verändert haben. Zeitmangel hatte ein solches Unternehmen bisher verhindert. Jetzt, da ich von den zeitraubenden Amtspflichten als Morgenstern-Vorsitzender befreit bin, kann ich endlich den an mich herangetragenen Wünschen entsprechen. Ich bin mir dabei bewußt, daß andere Altersgenossen von mir über gänzlich andere Dinge, vielleicht auch aus anderer Sicht, berichten würden. Es handelt sich ja um Kindheitserinnerungen, und eng ist nun einmal der kindliche Horizont.

Selbst bei nachsichtiger Beurteilung der Dinge wird man nicht sagen können, daß die Dreistadt an der Unterweser um 1900 eine schöne Stadt war. Das Gesamtbild wurde ähnlich wie etwa in Wilhelmshaven und Harburg, als Städten, die in den sogenannten Gründerjahren wie Pilze aus der Erde geschossen waren, durch mehrstöckige Geschäfts- und Mietshäuser bestimmt. Häuser, die abgesehen von den wenigen im klassizistischen Stil errichteten Gebäuden (einige von ihnen haben den Feuersturm vom 18. September 1944 überstanden) mit ihrem Sammelsurium von romanischen, gotischen und barocken Bauelementen, angeklebten Verzierungen und ihren für Bürgerhäuser wenig passenden Schloßfenstern, nicht eben viel Phantasie und guten Geschmack ihrer Erbauer verrieten. Die prunkvolle Fassade durfte im übrigen nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Innern, zumal in den Wohnungen, nicht immer alles zum besten bestellt war. So fehlte den meisten von ihnen ein Bad, und das Klo war im allgemeinen nur über den Hof oder einen Hinterbalkon erreichbar.

Neben diesen Mietskasernen hatten sich nun allerdings — zum Teil bis in die Gegenwart — in den Nebenstraßen auch anspruchlosere, dafür stilvollere Häuser erhalten, so in Lehe in der Nonnenstraße oder der Stormstraße, die nicht nur den Namen eines großen Dichters trägt, sondern auch den Hintergrund für eine seiner Novellen abgeben könnte. Auch Reithdächer sah man damals noch in der Stadt, zwar nicht im bremischen Bremerhaven, wohl aber im preußischen, ehemals hannoverschen Geestmünde, genauer gesagt Geestendorf.

Sie brauchten nicht das Licht des Tages zu scheuen. Das bewies vor allem das Wohnhaus des wohlhabenden Geestendorfer Bauern Lühr Ohmstede, das in merkwürdigem Gegensatz zu seinem Nachbarn, dem pompösen Haus des Fabrikbesitzers Oskar Neynaber, stand.

Apropos Lühr Ohmstede. Er war nicht nur ein „großer“, sondern galt als der „größte“ Geestendorfer Bauer. Das hielt ihn nicht ab, trotzdem seine Groschen zusammenzuhalten. Eines Tages (war er noch Junggeselle oder verwitwet?) ging ihn seine Haushälterin um ein paar Eier an. „Wat schalt de Eier?“, fragte er. „Willt Pannkoken äten“, gab sie zur Antwort. „Ach wat“, meinte er darauf, „de Eier sind düer, back de Pannkoken ohne Eier, Deern!“ Das war derselbe Mann, der sich nicht darüber beruhigen konnte, daß der vermögende Wiemsdorfer Hofbesitzer Eylers, um seine Pferde zu schonen, am Markttag mit seiner Butter zu Fuß nach Geestmünde pilgerte.

Etwa in der Gegend des Ohmstedeschen Hofgebäudes an der Georgstraße befand sich der Fuhrbetrieb des Posthalters Geswein oder, wie die Einheimischen den Namen aussprachen, Gerschewin. En passant erfuhren wir dort von unserem Vater Näheres über die Art des Personen- und Güterverkehrs zwischen der Unterweser und Bremen im letzten Jahrhundert. Vor Entstehung der „Bremer-Geeste-Bahn“ in den 60er Jahren waren die Passagiere üblicherweise mit dem „Bremer Boot“ befördert worden. Wer die Wasserfahrt scheute oder war ein Schiffsverkehr auf der Weser aus irgendwelchen Gründen unmöglich gemacht, konnte

seit 1850 einen Omnibus benutzen, der in der für damalige Verhältnisse kurzen Zeit von sieben Stunden bei zweimaligem Pferdewechsel über die Bremer Chaussee nach der Hansestadt führte. Für die Güter gab es einen recht regen Relaisverkehr mit mächtigen Planwagen. Bei ihm wurden, wenn ich nicht irre, die Pferde dreimal gewechselt, in Hahnenknoop, in Brockmannsmühlen und in Lesum. Die erste Etappe, von Geestmünde bis Hahnenknoop also, lag in den Händen der Firma meines Großvaters Eide Siebs.

Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war der Hafenort Geestmünde noch ein Zwerg im Verhältnis zum alten Geestendorf, und niemand mochte damals ahnen, daß der Zwerg eines Tages den Riesen überschlucken würde. Aber auch der Riese wurde schließlich vom größeren „Wesermünde“ geschluckt, bis dann auch Wesermünde in Bremerhaven aufging. Merkwürdige Folgen ergaben sich gelegentlich aus diesem schnellen Wechsel auf kommunalem Gebiet. So erzählte mir ein Hausbesitzer aus der heutigen Raabestraße, der früheren Karlsstraße, sein Vater sei in Geestendorf geboren, er selbst in Geestmünde, sein Sohn in Wesermünde und sein Enkel in Bremerhaven, und alle, wie er hinzufügte, im selben Hause. Wo sonst im deutschen Vaterland gibt es Gleiches oder Ähnliches?

Im Verhältnis zu dem ausgesprochen sparsamen Leben der Bauern, von dem wir gesprochen haben, hatte das Leben in einem städtischen Haushalt einen unverkennbaren Zug ins Große. Trotzdem lebte man im Grunde mäßig, schlicht und einfach. Ohne amtliche Ermahnung wurde im Herbst ein größerer Vorrat Kartoffeln eingelagert. Mit ihm, einigen geräucherten Schinken und einer Kruke Heidehonig konnte man beruhigt dem Winter entgegensehen, zumal Kohlen und einige Fuder Torf die Erwärmung der Wohnräume sicherstellten. Der Torf wurde übrigens in einer Torfkammer neben dem Trockenboden und den Mädchenkammern gestapelt. Ohne ein oder mehrere Mädchen war nämlich ein größerer städtischer Haushalt nicht denkbar. Wechselten die Mädchen, gab es mit der Nachfolgerin über dies und das ein Palaver, nur nicht über den Lohn. Seine Höhe stand in einer Zeit, der das Wort Inflation noch unbekannt war, ohne weiteres fest. Er betrug 40 Taler — nicht etwa im Monat, sondern im Jahr. Bevor die „Neue“ sich verabschiedete, wurde ihr dann noch ein Taler in die Hand gedrückt, das Angeld, das den Vertrag bindend machte.

Zu Häupten der Bodenräume, von denen die Rede war, befand sich übrigens etwas, was man heutzutage kaum noch kennt, mich selbst aber manche Nacht um den Schlaf brachte, eine Wetterfahne. Stürmte es, gab es ein Geräusch, als ob ein knarrender Wagen über den Hausboden gerollt wurde. Für alles weitere sorgte die kindliche Phantasie des aus dem Schlaf Geweckten.

Noch ärger aber war der Schrecken, wenn das Feuerhorn die nächtliche Stille zerriss. Es gab derart schrille, durchdringende, geradezu klagende Töne von sich, daß selbst die Flucht unter das Kopfkissen keinen völligen Schutz vor ihnen gewährte.

In wohlthuendem Gegensatz zu solchen Drohungen von außen stand das Familienleben in den in den unteren Regionen gelegenen Wohnräumen. Wochentags war die Familie in ihrer Gesamtheit allerdings nur zu den Mahlzeiten und am Abend versammelt. Aber beide Arten von Zusammenkünften hatten ihre ausgesprochenen Reize. Zum Essen ließ man sich Zeit. Es wurden ja auch Dinge geboten, die selbst einem kindlichen Gaumen behagen konnten. Ja, ohne Übertreibung kann man von einer geradezu hochstehenden Esskultur der damaligen Zeit sprechen. Nicht nur am Sonntag, auch einmal in der Woche stand auf dem Tisch ein Braten, und zwar ein Braten von solchen Ausmaßen, daß noch tagelang Aufschnitt für das Abendessen übrigblieb. Selbstverständlich gab es zudem — wenn auch nur für die Erwachsenen und die größeren Söhne — je nach der Art des Essens ein Glas St. Julien oder Niersteiner.

Eingekauft wurde nicht etwa „irgendwo“, vielmehr wurden die Bestellungen und Besorgungen für die Küche in den Geschäften gemacht, die für etwas wirklich Gutes bürgten. Schon des Morgens in der Früh brachte der Lehrling des Bäckermeisters Wefer in der Wilhelmstraße, schneeweiß angezogen und eine gleichfalls schneeweiße Bäckermütze auf dem Kopf, die frischen Brötchen, drei je Kopf, nach oben abgerundet auf 20. Etwas später stellte sich ein Geselle des Schlachtermeisters Bröcker aus der Borriesstraße ein, angetan mit einem bläulich gestreiften Kittel und einer schwarzen halbkugeligen Schirmmütze. In einer statilichen, auf der Schulter balancierenden „Molle“ lieferte er das von den Kunden bestellte Fleisch



Bremerhavener Wochenmarkt um 1900

Foto Sander & Sohn, Morgensternmuseum



Blick in die Georgstraße von Süden um 1900

Foto Sander & Sohn, Morgensternmuseum

ab. Ähnlich wurde auch das Obst von den Altländer Bauern an die Tür gebracht. Dann und wann erschien ein holländischer Käsehändler und entnahm seinem über die Schulter geschlagenen blauen Beutel herrlichen Rahm- oder Edamer Käse. Vor der Haustür erschien mit seinem Wagen Bäckermeister Dohrmann aus Schiffdorf mit seinem unübertrefflichen Buttermilchbrot. Genau wie die Steinkohlen für solche Haushalte, die keinen Wintervorrat hatten, wurden die Granat ausgefahren und ausgerufen. Den Aufschnitt bezog man von Ikels am Bremerhavener Markt, die (ungesüßten) Bremer Zwiebäcke von Bäckermeister Seekamp nebenan. Besondere Leckereien lieferten die Geschäfte von Heinrich Mehrkens und Ferdinand Gerlach in der Bürgermeister-Smidt-Straße. „Plunder“ zum Kaffee wurde bei der noch bestehenden Bäckerei Niemeyer in der Georgstraße „eingeholt“. Der Baumkuchen für das Weihnachtsfest dagegen dürfte beileibe nicht von einem einheimischen Bäcker stammen. Er wurde rechtzeitig in Salzwedel bestellt und traf dann meistens gleichzeitig mit dem Weihnachtsbaum ein.

Auch der Wochenmarkt, der auf dem Bremerhavener Marktplatz gleichsam unter den schützenden Händen des Bürgermeisters Dr. Johannes Smidt vor sich ging, lieferte der Küche mancherlei Leckerbissen, so den aus Loxstedt stammenden „weißen Käse“, von Sahne triefend und dicht mit Kümmel übersät. Man konnte dort aber auch Früchte erstehen, die man heute auf dem Markt vergeblich suchen würde, so etwa die nach der Trockenlegung unserer Moore äußerst rar gewordene, von Feinschmeckern der Kronsbeere vorgezogene Moosbeere.

Auch um den Fisch für die Tafel brauchte man nicht besorgt zu sein. Seezungen, Steinbutt, Tarbutt, Schellfisch, gelegentlich einen Stör, dazu Hummer, „Jungfernhummer“ und Seegranaat wurden von den eigenen Dampfern gewissermaßen frei Haus geliefert. In bester Erinnerung stehen mir neben den Mahlzeiten die Winterabende in dem vom Kachelofen wohlhig erwärmten Wohnzimmer. Bei der Petroleumlampe trautem Schein erzählten dann die Eltern, besonders wenn Besuch aus der Verwandtschaft zugegen war, von alten Bekannten. Namen wie Admiral Brommy, Dr. Philippi, R. C. Rickmers, Melchior Schwoon, Titus Claussen und Kathinka Claussen klingen mir noch im Ohr. Eine wichtige Rolle spielte bei diesen Gesprächen auch der am Alten Hafen wohnhafte Hauptmann Nicolaus Dojmi von Delupis, meistens kurz „von Dojmi“ genannt, der mit einer Tochter des recht vermögenden Werftbesitzers Johann Lange verheiratet war. Hätte man zu jener Zeit schon die Einrichtung des Tonbandes gekannt, wir besäßen auch ohne die Stadtgeschichte von Bessel, Sachau usw. ein herrliches Zeit- und Sittengemälde aus einer jungen Hafenstadt.

Großes Aufsehen machte die „gute Partie“ einer Bremerhavenerin. Das Geschäft ihres Vaters, des Weinhändlers Friedrich Alexius August von Tronchin in der Mühlenstraße muß wohl nicht schlecht gegangen sein, denn als irgendein Leiden eine Operation des Herrn von Tr. nötig machte, begab er sich zu diesem Zweck nach Berlin in die chirurgische Klinik, wo er von Ernst von Bergmanns

durch die Operation Kaiser Friedrichs III. berühmt gewordenem Assistenten Professor von Bramann betreut wurde. Dorthin nun ließ der Vater, vielleicht nicht ohne Absicht, seine bildschöne Tochter nachkommen, und tatsächlich kam es sehr schnell zu einer Verlobung. Was nun aber den Bremerhavenern vor allem Gesprächsstoff gab, war die Verlobungsanzeige, nach der der Herr von Tronchin seinen Wohnsitz „auf Lehn bei Bremerhaven“ hatte.

Nicht weniger Wirbel machte es, wenn die Ehe eines Bremerhavenern geschieden wurde oder wenn es einen Konkurs gab. Beides kam selten vor und wurde uns Kindern als etwas ausgesprochen Verrücktes hingestellt. So ist es denn auch zu verstehen, daß die Geschichte des Schiffsmaklers Robert Cook, der eine am Rande des sogenannten Freigebietes inmitten eines hübschen Gartens gelegene Villa bewohnte, viel Aufsehen machte. Cook führte das Leben eines Grandseigneurs. Zum Beispiel ließ er seine Tochter, begleitet von einem Groom, mit einem Ponygespann zur Schule fahren. Niemand wußte recht zu sagen, was dem nobel auftretenden Mann einen solchen Lebensstil ermöglichte. Aber eines Tages fand die ganze Herrlichkeit ein jähes Ende. Cook verschwand. Es gab einen Bankrott, wie ihn Bremerhaven noch nicht erlebt hatte. Diejenigen, die praktisch das flotte Leben des Geflüchteten durch unvorsichtige Kredite finanziert hatten, durften sich den Mund wischen.

Schwerere Verbrechen kamen zu damaliger Zeit natürlich kaum vor. Um so häufiger sprach man noch von der Untat eines Thomas, durch die Bremerhaven im Jahre 1875 eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Vor allem die Namen der besonders schwer betroffenen Familien Etnier und Glauert waren noch in aller Munde. Ungeheures Aufsehen machte auch die Ermordung des Banklehrlings Hellwege in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Er war von dem mißratenen Sohn eines Griechen, der am Alten Hafen eine Gastwirtschaft betrieb, in den Keller eines Miethauses an der Ludwigstraße gelockt und dort umgebracht worden.

Aber daheim wurde nicht nur erzählt, auch gelesen wurde eifrig. Außer belehrenden Büchern, Land- und Lebensbeschreibungen, schöner Literatur und Tageszeitungen sorgte die „Mappe“ für die Verbindung mit der Außenwelt. Zu ihrem eisernen Restand gehörten das „Daheim“, die „Gartenlaube“, Reclams „Universum“, „Über Land und Meer“, die anspruchsvolle „Leipziger Illustrierte“, „Die Dame“ und dann die vor allem bei der Jugend beliebten „Fliegenden“ und „Meggendorfer“. Der „Kladderadatsch“ und „Dorfbarbiere“ fehlten. Mit ihnen verkürzte man sich die oft stundenlange Wartezeit beim Friseur Plate in der Bülowstraße.

Die Jugend beschäftigte sich außer mit Spielen mancherlei Art mit handwerklichen Arbeiten, unter denen die Laubsäge- und Kerbschnittkunst oben standen. Auch wurde wohl mit einer von den Eltern geschenkten oder selbstgebastelten Kamera fotografiert. Filme gab es noch nicht. Vielmehr wurden die unbelichteten Glasplatten in der für heutige Begriffe stattlichen Größe von 9x12 cm

unter großen Vorsichtsmaßnahmen in passende Kassetten eingelegt. Um dem Apparat beim Fotografieren selbst den nötigen Halt zu geben, schraubte man ihn auf ein aufklappbares mächtiges Holzstativ. Dann wurde das Motiv aufs Korn genommen. Zu diesem Zweck steckte man genau wie ein Berufsfotograf den Kopf unter ein schwarzes Tuch und beäugte, ehe geknipst wurde, seine Beute. Nachher wurden dann die Platten in einer durch eine rote Lampe geheimnisvoll erleuchteten Dunkelkammer in einem „Fixierbad“ unter großer Spannung entwickelt und schließlich zur Herstellung der Positive in einen Holzrahmen gespannt, auf die Fensterbank gelegt. An Güte standen die so geschaffenen Bilder trotz aller Mühe allerdings den Erzeugnissen der Berufsfotografen nach, Porträts in Kabinett- oder Visittformat, die in prächtigen Alben mit kunstvollen Metallschließen für die Nachwelt aufbewahrt wurden.

Arbeiten anderer Art bewunderten wir bei den jüngeren Schwestern der Mutter. Mit einem besonderen Brennapparat verzierten sie allerlei Hocker und andere mehr oder weniger nützliche Möbelstücke. Die so entstandenen Blumen — vor allem waren Tulpen beliebt — wurden dann obendrein noch ausgemalt. Glasteller beklebten die jungen Damen von unten mit den Bauchbinden der von männlichen Verwandten gerauchten Zigarren und stellten so farbenprächtige Aschenbecher oder Schalen für Visitenkarten her. Man sah ihnen auch wohl bei Klöppelarbeiten zu oder durfte gar einen Blick in ihr „Poesiealbum“ tun, den Nachfolger des alten studentischen Stammbuchs.

Viel Zeit nahm das Sammeln von allen möglichen Gegenständen in Anspruch. Die Jungen sammelten Briefmarken und klebten, ohne ihren Wert richtig beurteilen zu können, in ihre Alben hannoversche, bremische, oldenburgische und helgoländische Marken, die heute einen Katalogwert von Tausenden haben würden.

Nicht geringerer Beliebtheit erfreute sich das Bildersammeln. Reklambilder von Liebig's Fleischextrakt, Pfeiffer und Dillers Kaffee-Essenz und die kleinformatigen Stollwerkbilder standen dabei im Vordergrund. Auch für sie gab es Spezialalben und mit dem Stärkensen Kolonialwarenladen an der Georgstraße war sogar eine Tauschzentrale für Stollwerkbilder verbunden. Für zwei Dubletten gab es ein Bild, mit dem man voll Wonne eine Serie oder Seite komplettieren konnte. — Im Sommer und überhaupt bei gutem Wetter fand sich die Jugend im Freien zusammen. Die noch fast menschenleeren Straßen gestatteten Spiele, die jetzt ganz oder fast ganz aus der Mode gekommen sind: Ringelreihen, Stelzenlaufen, Tauspringen, Brummkreiselschlagen, Tonnenreifentreiben, Himmel-und-Hölle-Hüpfen und dergleichen mehr. Vom Verkehr auf der Fahrbahn drohte den Kindern dabei kaum Gefahren, denn die schweren Belgier vor den Rollwagen oder die Hannoveraner vor den sogenannten Papendiekern, den Vorgängern unserer Taxis, waren alles andere als feurig, ja oft genug altersmüde. Allenfalls mußte man sich vor den Straßenbäumen in acht nehmen, waren doch sämtliche Straßenzüge, auch die Hauptstraßen, mit Linden, Ulmen oder Ahornbäumen alleseitig bepflanzt.

(Wird fortgesetzt)

Das alte Schiff im Wehl

Aus meterdickem Schlamm Küstenschiff geborgen

Im Sommer dieses Jahres sollte eine Wehle, die rund 300 m südlich des Siels vom Hedwigenkoog (Norderdithmarschen) hinterm Deich liegt, mit Baggergut ausgefüllt werden. Zuvor ließ der Eigentümer der Wehle, der Bauer Schoof in Hedwigenkoog, das Wasser auspumpen, um die Aale und Fische herauszuholen. Dabei gab es eine Überraschung. Auf dem Grund der Wehle erschien die Bordkante eines Schiffes, das fast gänzlich in einem sehr sumpfigen Modder steckte, schräg auf der Seite lag und einiges Alter haben mußte. Bürgermeister Wollatz rief mich telefonisch herbei. Ich konnte mit Hilfe eines Studenten die Bordkante so weit von Bewuchs befreien, daß sich deutlicher erkennen ließ, worum es sich handelte. Von der Bordkante aus gingen schwere, vierkantige Decksbalken, die jedoch sogleich schräg im Modder verschwanden. Die zeigten aber eindeutig, daß es sich um ein seegängiges, größeres Schiff handeln mußte. Der Verdacht lag von vornherein nahe, daß wir es hier mit einem Küstenfrachtschiff zu tun hatten, das aus dem Ende des 17. oder dem Beginn des 18. Jahrhunderts stammen mußte. Diese Datierung ergab sich, weil der Hedwigenkoog 1696 eingedeicht worden war und 1717/18 schwere Sturmfluten die Deiche an etlichen Stellen gebrochen hatten, vermutlich eben auch an dieser Stelle.

Bereits am ersten Tag war an der Fundstelle die Geschichte zu hören, die man sich seit Generationen im Hedwigenkoog erzählte: Bei einer Sturmflut sei durch den gebrochenen Deich ein Schiff gefahren und im Lande versunken. Es sollte Kacheln oder Kachelöfen, was wohl auf dasselbe hinausläuft, geladen haben. Diese Geschichte schien hier unvermittelt bestätigt zu werden, zumindest hinsichtlich des Schiffes.

Von vornherein stand fest, daß eine Bergung relativ kostspielig sein würde, weil der gesamte Modder herausgebaggert und abtransportiert werden mußte. In der Nachbarschaft nämlich waren Felder und Weiden, war also kein Platz zum Ausschwemmen des schlammigen Bodens. Außerdem ist es keine Kleinigkeit, ein Schiff von rund 14 m Länge und vier bis fünf Meter Breite, das aus massivem Eichenholz gebaut war, zu bergen. Schließlich muß das Schiff, wenn es einmal heraus ist, auch irgendwo bleiben können. Für die Unterbringung braucht man also eine mindestens 20 m lange Halle, die mit einer verlässlichen und empfindlichen Anlage klimatisiert werden muß. Durch Konservierung und Restaurierung würden, auch das war von vornherein klar, erhebliche Kosten entstehen. Es war also mit fünf- oder sechsstelligen Zahlen zu rechnen. Aus diesen Gründen konnte gar kein Zweifel bestehen, daß das Objekt für das Dithmarscher Landesmuseum viel zu groß war, daß es weder finanziell noch räumlich noch personell zu bewältigen war. Selbst für ein großes Museum, selbst für das Land Schleswig-Holstein ist es ein großes Objekt.

Nach etlichen Gesprächen kristallisierte sich bald heraus, daß kein Institut in Schleswig-Holstein die Möglichkeit hatte, das Objekt spontan und aus eigenen Mitteln her anzupacken. Andererseits bestand allseitiges Interesse, nicht zuletzt auch bei den unmittelbar Beteiligten, dem Deich- und Hauptsielverband in Heide, Oberdeichgraf Schmiehlau,

Deichbaumeister Geertz, dem Eigner des Bootes, Herrn Schoof, Bürgermeister Wollatz wie auch bei den Wissenschaftlern, die alle gern Näheres über den Schiffstyp und über seine Ladung erfahren hätten. Der Deichverband übernahm es also, aus seinen Sondermitteln einen Betrag zur Verfügung zu stellen, das Landesamt für Vor- und Frühgeschichte in Schleswig stellte die fachmännische Beratung und die freiwillige Bergungsgruppe. Dazu gesellte sich Dr. Wohlenberg aus Husum als Spezialist für Fragen der Westküste.

Am Sonnabend, dem 16. August, baggerte ein Gerät das Schiff etwas frei, soweit es sich machen ließ. Dadurch wurde es möglich, einige Spanten sowie Teile des Bugs oder Hecks sicherzustellen und das Schiff etwas genauer zu vermessen. Ziel war es, Stücke und Maße zu erhalten, die eine Alters- und Typenbestimmung des Schiffes ermöglichen. Die geborgenen Stücke sind wie das ganze Schiff aus harter Eiche, Planken und Spanten waren durch Holznägel verbunden, die im Gegensatz zu allem übrigen recht morsch waren und sich leicht lösen ließen. Darum scheiterte ein Versuch, größere Stücke herauszuziehen. Einige Zielwürfe des Baggers sollten versuchen, etwas von der Ladung ans Tageslicht zu fördern. Das gab jedoch eine Enttäuschung. Heraus kam nur feiner, angeschwemmter Sand.

Mit dieser aus der Not der Lage entstandenen Teilbergung schien der Fall erledigt zu sein. Überraschenderweise trat dann doch noch eine Wende dadurch ein, daß Dr. Bantelmann, Schleswig, unterstützt von Dr. Wohlenberg, Husum, beim Kultusministerium Mittel für eine Bergung losmachen konnte. Entscheidend für die Bewilligung war der Hinweis auf die Einmaligkeit des Fundes, auf die Bedeutung, die der Schiffsverkehr für die Westküste wie überhaupt für Schleswig-Holstein, das Land zwischen Nord- und Ostsee, gehabt hat und zum Teil noch heute hat. Es bot sich hier die Chance, mit dem Schiff den Grundstock für eine Sammlung von Schiffen zu legen, wie sie in Dänemark und Holland schon selbstverständlich geworden sind. Die Bergung ist im Oktober angelaufen. Mit einer Grundwassersenkungsanlage wurde der Wasserspiegel niedrig gehalten, Bagger räumten den Modder aus der Wehle, so daß das Schiff frei kam. Um es möglichst schnell herauszubekommen, weil eine Grundwassersenkungsanlage täglich viel Geld kostet, entschloß sich die Bergungsmannschaft zu versuchen, das Schiff in einem Stück herauszubekommen. Dafür wurde ihm ein Korsett eingezogen, ein fest verstreßtes Balkengerüst zwischen Kiel und Deck, das alle Einzelteile, die ohne Stütze auseinandergefallen wären, zusammenhalten würde. Es gelang auch, das Schiff schräg zur Straße herauszuziehen, wo es beim Schreiben dieses Berichtes noch lag. Vorgesehen ist, es in einem Stück auf einem Tieflader nach Schleswig zu bringen, um es dort zunächst provisorisch unter einem Zelt abzulegen.

Beim Freilegen des Schiffes wurde natürlich auch genau auf alle Einzelheiten geachtet. Wie schon beim ersten gezielten Baggerwurf, kamen auch jetzt keine Fliesen oder Ofenkacheln bzw. Überreste von ihnen zutage. Vielmehr lag in dem Schiff eine dicke Packung Schwemmsand, der durch



Nach diesem 2,12 m hohen Modell, das im Landesmuseum Karlsruhe, mit Brand- und Zerstörungsspuren aus dem letzten Krieg, die Zeiten überdauerte, wurde 1897 die Columbusstatue für den Speckenbüttelei Park aus Bronze gegossen. Der wohlhabende Deutschamerikaner Bernhard von Glahn stiftete für die Anfertigung des Denkmals 35 000 Goldmark. Auf ihn geht auch das Parktor zurück. Als Wohltäter bemühte er sich um die Armen. Das Denkmal war eine Jugendarbeit des nachmals berühmten Akademiaprofessors Ludwig Habich. Die Statue wurde im ersten Krieg eingeschmolzen. Unter den wenigen Columbusdenkmälern nahm sie einen bedeutenden Platz ein. Foto: Landesmuseum Darmstadt

den offenen Deich hineingespült worden war. Der Deich muß also eine gewisse Zeit offen gewesen sein. Im Laderaum fanden sich Steine, die als Ballast hineingelegt worden waren, möglicherweise an Stelle einer Rückfracht. In der Kajüte war noch die Herdstelle vorhanden, bei der vier Fliesen lagen, die offensichtlich als Unterlage gedient hatten. Außerdem fanden sich nur noch zwei kleine Fässer Heringe und ein Besen. Im übrigen war das Schiff ausgeräumt und auch restlos abgetakelt. Keine Spur war vom Mast und seiner Ausrüstung zu finden.

Mit diesem Befund konnte die Frage, wie das Schiff in die Wehle gekommen ist, nicht eindeutig beantwortet werden. Zwei Möglichkeiten gibt es: Entweder ist das Schiff, wie es die Erzählung in Hedwigenkoog weiß, tatsächlich bei einer Sturmflut durch das Loch im Deich getrieben worden, dann müßte es aber eine Weile, zumindestens bei Ebbe, frei gelegen haben, so daß es restlos ausgeplündert und abgetakelt werden konnte. Oder das Schiff ist, wie Dr. Wohlenberg von vornherein vermutete, benutzt worden, um die bei der Sturmflut gerissene Deichlücke zu schließen. Das Vorhaben müßte allerdings gescheitert sein, d. h. das Schiff müßte von seiner vorgesehenen Lage weggedrückt und in die Wehle geraten sein. Es lag dort auch nicht in Richtung des Deiches, sondern im spitzen Winkel zum Deich. Der neue Deich ist ja auch nicht wieder durch die Wehle gedämmt worden, ist gegenüber dem alten Deich einige Meter seewärts verlegt worden. Ob genauere Vermessungen und Einzeluntersuchungen noch zu eindeutigen Ergebnissen zu dieser Frage führen, bleibt abzuwarten. Wir kommen gelegentlich auf dieses Schiff zurück.

Dr. Nissen, Meldorf



Der Rumpf des Schiffes nach der Bergung aus meterhohen Schlammsschichten. Zur Verstärkung des Rumpfes ist ein Gerüst eingezogen

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto: Hamburg 136 96. Schriftleitung: Gert Schliechtriem, Bremerhaven-G., Georgstraße 90